



Die folgende Rede ward im Sommer 1902, zum Besten der in Kengsdorf inzwischen erbauten Bismarcksäule, im Kasino-Saale zu Neuwied gehalten. In ihrem wesentlichen Teile ist die Rede bereits abgedruckt worden in der „Deutschen Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“, begründet von Julius Lohmeyer (Berlin, Alex. Dunder) im September-Hefte des Jahres 1903 (S. 867—880).





Dem unter Ihnen ist nicht die wirkungsvolle Szene in Schillers Don Carlos erinnerlich, wo der König vieler Throne, Philipp II. von Spanien, inmitten alles Glanzes tief unglücklich und verlassen sich fühlend, die Vorsehung bittet: Schenke mir einen Menschen! Gib mir den seltenen Mann mit reinem, offenem Herzen, mit hellem Geist und unbefangenen Augen; laß unter Tausenden den Einzigen mich finden! — Dies Wort mag jenem anderen schwäbischen Dichter vorgeschwebt haben, dem im Jahre 1849, wo über Deutschland unerträgliche Schwüle des politischen Lebens brütete, die sehnsuchtsheiße Frage sich entrang:

Tritt aus der Führer wilhem Zanten
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt in Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?
Nur einer aus den Millionen! . . .
Nur eine eiserne harte Faust! . . . —

Wenn je der Sänger ein Seher gewesen, so war er es in dieser ahnungsreichen Bitte an das Schicksal. Der Heros kam, ein ganzer Mann mit eiserner Faust. Otto von Bismarck-Schönhausen.

In ihm sollte der nationale Gedanke seine Verkörperung finden, und mit seinem Werk, dem einigen, starken, deutschen Reich, wird auch immerdar sein Andenken fortleben. — Die Spätergeborenen werden uns beneiden, in dem Zeitalter Bismarcks gelebt zu haben, und wer je — wie gleich mir wohl mancher auch

unter Ihnen — das Glück gehabt hat, ihm ins bligende Auge zu schauen und seiner langsamen, aber immer schlagenden Rede zu lauschen, der vergift nimmer den unbezwinglichen Bann, in den diese machtvolle Persönlichkeit jeden, der ihm nahte, schlug. Und je weiter die Zeit sich von Bismarck entfernen wird, desto größer wird er dastehen, aber auch vielleicht desto wunderbarer und ungreiflicher.

Sein Werk liegt am Tage, aber etwa auch ebenso sein innerstes Wesen? Und wie aus diesem das Werk entsprang? Erst jetzt fließen die Quellen für die Erkenntnis reichlicher, aber damit tun sich auch immer neue Probleme für die historische Forschung auf. —

Doch Bismarck war uns mehr als bloßer Staatsmann, der Geschichte gemacht hat. Wir sehen zu ihm auf, wie zu Luther, wie zu Kant, wie zu Goethe. Diese sind uns Vertreter des höchsten und reinsten Deutschtums nach der religiösen, nach der philosophischen, nach der poetischen Seite hin. — Wir können manche Parallele zwischen Bismarck und Goethe ziehen. Nicht nur in dem, was wir ihnen danken: der eine hob uns im Reiche der Geister auf die Höhe der Weltliteratur, Bismarck hob uns im Rate der Völker auf die Höhe der Weltmacht. Sodann auch in dem, was wir deutsche Denk- und Gemütsart nennen. Sie sind Weltweise, Träger eigenartiger Weltanschauungen, sie zeigen, wie in einem echt deutschen Geiste Leben und Welt sich spiegeln.

In Luthers Tischreden, in Goethes Gesprächen mit Eckermann, dem Kanzler Müller und anderen und in seinen Briefen sprudelt ein reicher Quell des innersten Gefühlslebens und der tiefsten Lebensweisheit. Nicht anders bei Bismarck, in seinen Reden, Ansprachen und Briefen.

Man möchte wähnen, Bismarck, der Mann der Tat, ja der Gewaltmensch, der gefürchtete Löwe auf dem Boden des inneren und des äußeren Kampfes, der Eiserne, dem man schon jetzt glaubt, die Gestalt eines in Eisen starrenden Roland geben zu müssen, er, der Realpolitiker, was hat er mit den Vertretern des Ideals im Glauben und Denken und Dichten zu tun? War er nicht weit entfernt von jener stillen, unpolitischen Zeit in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts? Er, der für Preußens Machtstellung und dann für Deutschlands Größe unermüdet Tätige, der in gewaltigem Ringen einer unvergleichlichen diplomatischen Kunst sein Ziel erreichte, was hat er gemein mit jenen kosmopolitischen Träumern

an der Alm, vor allem mit Goethe, der scheinbar so gleichgültig aller patriotischen Bewegung gegenüber stand? Und doch! Goethe kann der nationalsten deutschen Dichter einer genannt werden mit seinem Götz, seinem Werther, seinem Faust, ja selbst seiner Iphigenie. Er konnte fragen: „Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn Besseres tun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken?“ — Und umgekehrt: Was sind Tatsachen ohne leitende Ideen? Was wäre Bismarcks ganze Realpolitik, wenn sie nicht wäre getragen worden von den hehrsten, heiligsten Ideen? Ist denn etwa die Idee etwas Unfruchtbares, praktisch Unnützes? Mit nichts! Was stählt die physische Kraft, was belebt den Mut, was gibt Ausdauer, Geduld? Was anderes als die Idee, das Ideal?

Was schwebte dem großen Realpolitiker vor? Die Idee: Preußen, dein herrliches Preußen soll stark und mächtig werden, dein herrlicher König soll ein freier Souverain sein, unabhängig von Österreich und Frankreich. Und dann weiter: Was die Besten der Nation erhofften in langem, herbem Harren, das soll Wirklichkeit sein, die Brüderstämme sollen zusammengeschweißt werden!

War Bismarck nur Realist? Nein! Auch ihm standen Gott, Natur, Vaterland, Freiheit, Sittlichkeit als Ideale leuchtend vor der Seele, vor einer Seele voll Leidenschaft und Kraft.

In diese Naturtiefen seines Seins hinabzuleuchten ist eine bisher selten begonnene, um so reizvollere Aufgabe für den Psychologen. Vieles Einzelne von dem, was ich Ihnen ausführen möchte, mag manchem von Ihnen bekannt sein, einer philosophischen Betrachtung aber ziemt es, die Tatsachen zu deuten und um die verwirrenden Einzelheiten das geistige Band zu schlingen.

Bismarck verträgt es sehr wohl, aus dem scharfen Lichte der politischen Kämpfe in die traulichere Dämmerung des Allgemeinen-Menschlichen, in den Bereich jener Gedanken und Empfindungen gerückt zu werden, die unabweisbar für jedermann sind. Denn dieser harte, entschlossene, kalte Heros der Tat wäre nicht so groß, wenn er nicht im Kerne so weich, so mild und so warm gewesen wäre. Größe beruht immer auf der harmonischen Vereinigung des scheinbar Unvereinbaren, d. h. auf der sieghaften Versöhnung von Widersprüchen.

In unserer auf das Gegenwärtige, Greifbare, Nützliche gericht-

teten Zeit, die überdies die Mehrzahl der Menschen kaum zur Ruhe und Selbstbesinnung kommen läßt, ist der Typus am häufigsten, der einen Menschen darstellt mit sachmännischem Geschick, mit Tüchtigkeit auf einem einzelnen Gebiet, aber ohne tiefere geistige Substanz. Die meisten begnügen sich mit überlieferten Formen, rosten in ihnen ein, nehmen alles so hin, lassen den lieben Gott einen guten Mann sein und schieben im Alltagsgetriebe die Fragen über Gott und Welt und Lebenszweck und Ewigkeit, vielleicht aus Scheu über die Ergebnisse, für später, für das Alter und für das Sterben auf. Bismarck gehörte nicht zu diesen leichten oder leichtfertigen Naturen. Ferner ist es ein großer Fehler der üblichen Betrachtungsweise, bei den Helden der Vergangenheit nur das Vollendete und Abgeschlossene festzuhalten, die Persönlichkeit in ihrer Rundung, in ihrer Reife zu betrachten, anstatt ihr Werden und Ringen in Betracht zu ziehen.

Welche Dämonen in Goethes Wesen lagen, wie er mit ihnen gerungen hat, wie schwere innere Kämpfe erst zu jener hoheitvollen Abgeklärtheit führten, die man an ihm zu rühmen pflegt, wie auch Schillers gigantische Persönlichkeit erst allmählich von den Schlägen jugendlichen Ungefühls, rhetorischer Melancholie und sentimentaler Überschwenglichkeit, ja himmelstürmender Leidenschaft sich reinigte: das pflegt man gerne in allgemeiner Verhimmelung zu übersehen.

Auch Bismarck hat in seiner religiösen Überzeugung Gütungen durchgemacht, aber jene gewöhnliche Stufenleiter vom kindlichen Glauben durch Zweifel und Negation zu positiverem Standpunkte hat er rascher als die Mehrzahl der tiefer Gerichteten durchlaufen. Im Elternhause wehte die Luft des kirchlichen Rationalismus; der Religionsunterricht blieb ihm unverstanden; die Kraft zu beten verlor er. Deistische und pantheistische Anschauungen wechselten in der Sturm- und Drangzeit der Studenten- und Referendarjahre. Dann auf Kniephof suchte er in der Philosophie des Altertums oder Spinozas — wie der junge Goethe — Beruhigung über das, was menschlichem Verstand nicht faßlich ist; bald geriet er durch die Lektüre der Schriften von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer nur noch tiefer „in die Sackgasse des Zweifels.“ Bald faßte ihn „Neue über die Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der er alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zwecklos und erfolglos verschleuderte.“

Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, ja manche

Stunde war es ihm, als ob sein und anderer Menschen Dasein ziellos sei und unersprißlich, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder. Dann wirkten verschiedene Umstände zusammen, um ihn dem verlorenen Glauben zurückzugewinnen. Es war nicht nur die zum Grübeln anregende Einsamkeit und Langerweile auf seinem väterlichen Gute Kniephof, die innere Leere und Unbefriedigtheit, nicht nur die Freundschaft mit dem frommen Moriz von Blankenburg auf Gardemin in Pommern, der Verkehr mit dessen Nachbar und späterem Schwiegervater, mit Adolf von Thadden, in dem pietistisch-herrnhuterisch angehauchten Triglasschen Hause, wo ihn unter zufriedenen, nach außen hin vorbildlich wirkenden Menschen ein bisher ungeahntes Wohlfühlen umfing, sondern auch besondere erschütternde Erlebnisse, über die uns keine nähere Kunde geworden. Eifrig las er in der Bibel, wartete in der Stille auf die Erleuchtung, und wie einst Luther durch den plötzlichen Tod eines Freundes, wie der junge Goethe durch eine schwere Erkrankung im Innersten durchgerüttelt und zum Glauben zurückgeführt wurde, so kam es über den jungen Bismarck bei der Nachricht tödtlichen Siechtums der Freundin in Gardemin, der jungen Frau von Blankenburg, wie eine Eingebung: ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, riß sich ihm wieder das erste inbrünstige Gebet vom Herzen los.

Er erzählte selbst später, Gott habe ihn auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt, da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig bekenne.

Aber das Wichtigste für seine religiöse Entwicklung war doch die Liebe zu Joh. v. Puttkamer, der Tochter des frommen Gutsherrn von Reinfeld, der in strenger pommerischer Rechtgläubigkeit ganz im Sinne der Thadden, Verlach, Senfft-Pilsach und Geistlicher, wie Hengstenberg und ihres Anhangs, auch für die Religiosität ihrer Bauern und Leute zu wirken wußte.

Freunde wie Arnim unterließen nicht, mit mitleidiger Besorgnis zu fürchten, er möchte „fromm“ d. h. für sie „verloren“ werden; „es gibt doch wunderliche Weltanschauungen bei sehr klugen Leuten“, fügt Bismarck hinzu. In den Briefen an die Braut finden wir ausführliche theologische Auseinandersetzungen mit Bibelzitate über Werkheiligkeit und Glaubensseligkeit; er ist überzeugt, daß der Weg, den Gott ihn führt, der beste ist; er spottet über den Gottesleugner Hobbes, der vor Gespensterfurcht nicht allein schlafen konnte. Der

Ausdruck „Wunder“ entlockt ihm ein mitleidiges Lächeln über Mangel an Logik; denn in jeder Minute sehen wir Wunder, und nichts als solche; unablässig bittet er Gott, frischen Lebensmut der Geliebten zu geben; fleißig besucht er, auch in Frankfurt noch, die Kirche, obwohl ihm das Singen in der protestantischen Kirche nicht immer gefallen will. Ist er in Angst und Sorgen um die Seinen, so betet er um Gottes Gnade und Barmherzigkeit, aber er fügt auch hinzu: „Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Menschenhilfe, die Gott bietet.“ Vor Schlafengehen liest er gerne noch einen Psalm. Schön ist das Bekenntnis: „Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschneidet, wie er es braucht.“

Doch daß er auch damals schon nicht so ganz mit dem Glaubenskreise der Gattin übereinstimmte, beweist, daß er den liberalen Büchsel dem von Johanna besonders verehrten Eiferer Knaak, der Tanzen und Theatergehen und Musizieren für Sünde hielt, vorzieht.

„Dieser ist mir zu aufgeregt; wenn ich ihn gehört oder gesprochen habe, so macht er mich so mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt zu wanken; ich kann ihn nicht vertragen, was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch Seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande seiner Wässer, das sehe ich klar und kann mich doch nicht ermannen, daß es anders werde.“

Aber er spricht es auch klar aus, daß ein Glaube, der in Beschaulichkeit und Einsamkeit, in bewußter Absonderung von den übrigen Menschen, in Quietismus gipfele, wie so oft bei den Pietisten, besonders bei Frauen, für ihn ein toter Glaube sei. Seine innerste Überzeugung verrät folgendes Wort:

„Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben.“

Und wenn auch allmählich in den Briefen von kirchlichen Fragen und Kirchenbesuch weniger die Rede ist, und wenn er auch auf der Höhe des Lebens wieder freier den Dogmen gegenüber gestanden hat, sein ganzes Wesen wurzelte doch in dem Gottes=

glauben. Oft hat er es ausgesprochen, der Glaube heilige die Pflichterfüllung, und in der Zeit des Verfassungskonfliktes habe er nur durch den festen Ankergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen.

Wie Bismarck zu Gott, so hatte er auch zu der Natur ein tiefes, gemüthvolles Verhältnis. Es ist ungemein interessant zu betrachten, wie verschiedene Völker und Zeiten und einzelne bedeutende Menschen sich zu der Allmutter Natur gestellt haben. Sie, die Unentrinnbare und bei allem Wechsel Unwandelbare, spiegelt sich in dem landschaftlichen Auge der Kulturperioden alter und neuer Zeit, und so auch im Geiste der Großen, gar mannigfach wieder. Hier drängt das Andachtsgefühl die Schöpfung vor dem Schöpfer zurück, wie in den Psalmen, wie auch bei Luther; dort herrscht nur Bewunderung und Liebe zu der einfachen Garten- und Wald- und Tallandschaft wie vor Rousseau und Goethe. Und dann erschlossen diese den Sinn für das Romantische, für den Zauber des Gebirges. Goethe hat, wie kein Dichter vor ihm, Seele und Natur auf einen Ton zu stimmen gewußt; ihn erfüllt die beseligendste Sympathie mit der Allmutter und ihren Erscheinungen. Auf seinen Bahnen sehen wir Bismarck wandeln. Wer die Briefe an die Gattin gelesen, der wird überrascht worden sein durch die Entdeckung: Bismarck, ein „Naturschwärmer“, wie er sich selbst bezeichnet, Bismarck, ein Meister der stimmungdurchtränkten Naturschilderung! Wahrlich, auch diese Entdeckung ist dazu angetan, den Gewaltigen uns näher zu bringen, und es ist ein Genuß, sein echt deutsch in inniger Naturliebe schlagendes Herz in dichterisch gehobener Sprache sich aussprechen zu hören.

Wir können es verstehen, daß dem Schönhauser Deichhauptmann, in dem es selbst brauste und gärte, in dem ein Lenzesweben ungestümen Dranges sich vorbereitete, der Eisgang der Elbe ein fesselndes und erhabenes Schauspiel darbot. Da schreibt er mit feinsinniger Naturbeseelung: „Die Elbe liegt noch mürrisch und trübe in ihren Eisbanden; des Frühlings Ruf, sie zu sprengen, ist ihr noch nicht laut genug.“

„Prosaisch“ erscheint ihm der Damm, den sie mit Taschinen und Erdmassen dem „poetischen Schäumen der Flut“ entgegenzustellen sich mühen. Und dann schildert er den Eisgang des großen Stromes als eins „der interessantesten Schauspiele in der Natur“. Ein andermal schreibt er, während ihm die Eisschollen den „Pappenheimer Marsch“ spielen, oder er weidet sich an dem leisen Klirren

des gleitenden Eises auf dem Wasser oder an dem eintönigen Schrei der wilden Gänse, die ihm willkommenen Boten des Frühlings sind. — Und wie er von Kniephof Abschied nimmt, während der Lenz schon Faulbaum und Flieder mit Grün und Erdboden und Büsche mit blauen und weißen und gelben Blumen dicht bezogen hat, als sollten seine Wappenfarben ihm den Abschiedsgruß entbieten, da findet er über der ganzen Gegend von Wiesen grün, Wasser und entlaubten Eichen eine „weiche, traurige Stimmung“; ein Pferdegerippe — es ist sein treuer Caleb, der ihn 7 Jahre lang getragen — lag dort, wo er ein neues Haus hätte bauen sollen. „Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause; jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab.“

Echt Goethische Wertherstimmung, — ich denke an dessen Brief vom 10. Mai — atmet eine heitere und doch so sehnuchtsvolle Schilderung aus dem Sommer 1849:

„Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor zwei Jahren mit Dir, mein Liebling, ehe wir unsere Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arnburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt seine Zeichen doch.“

Ein andermal versenkt er sich mit dem Bekenntnis seiner Blumenleidenschaft in die Betrachtung von Crocus, Hyazinthen und Kamelien; aber die duftlosen erfreuen ihn nicht, ebensowenig wie jene äußerlich schönen, aber kalten Menschen, denen — wie er wundervoll sich ausdrückt — „jener duftige Hauch aus den unergründeten innersten Tiefen des Gemüts fehlt, der weder Poesie noch Liebe noch Religion ist, der aber alle drei kräftigt, hebt und empfänglicher für sie macht, da, wo er weht. Das Zerrbild davon heiße ich Sentimentalität; das Wesen empfinde ich, wenn ich bei Dir bin; ein Wort dafür weiß ich augenblicklich nicht.“

Heimweh nach der Geliebten und Herbstgefühl klingen zusammen in dem Briefe vom September 1849:

„Gestern war weiches, warmes Herbstwetter, und ich habe einen langen Spaziergang im Tiergarten gemacht, dieselben einsamen Wege, die wir beide zu wandeln pflegten, ich saß auch auf unserer Bank an dem Schwanenteiche; die jungen Schwäne, die damals noch auf dem kleinen Inselchen im Ei saßen, schwammen jetzt dick, grau und blasirt zwischen den schmutzigen Enten flott umher, und die alten legten schläfrig den Kopf auf den Rücken. Der schöne, große Alhorn ist schon dunkelrot in seinen Blättern, der an der Brücke steht; der Goldfischteich ist fast ausgetrocknet, die Linden, Faulbaum und andere weiche Wesen bestreuen die Steige mit ihrem gelben, raschelnden Laub, und die runden Kuppeln der Kastanien bieten alle Schattierungen des trüben und anziehenden herbstlichen Farbenspiels. Die Promenade mit ihren Morgennebeln zwischen den Bäumen erinnerte mich recht an Kniephof, Waldschneepfenjagd, Dohnenstrich, und dann wieder, wie alles so grün und frisch war, als ich mit Dir dort ging, mein Liebling.“

Nicht minder anschaulich sind die Schilderungen von Jagden z. B. im Thüringer Walde, wo er in der Herrgottsfrühe zur Auerhahnbeize die Felsen hinaufklettert und auf jede erwachende Vogelstimme, jedes Geräusch in dem dunklen Tannendickicht lauscht, während in purpurner Tiefe der Waldbach dahinbraust.

Man kann begreifen, wie diese kraftvolle und leidenschaftliche Seele besonders durch die imposanten Naturschauspiele angezogen wurde. So ist ihm die Nacht voll von Wundern und Geheimnissen; es hat einen wundersamen Reiz für ihn, auf schlüpfrig steilem Pfade im Gebirge emporzuklimmen, wenn auch der Regen niederzerrinnt und die Kräfte zu erlahmen drohen, sodaß er hin und wieder sich ins triefende Heidekraut werfen muß.

So liebt er mit Leidenschaft das Meer. Als er, nach einem viel früheren Aufenthalte in Norderney, wieder in Ostende die See sieht, da ist es ihm, als ob er eine alte Geliebte wiedergefunden, die unverändert reizend geblieben; in Brüssel schreibt er: „Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in diesem geradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen, Stiergefächte, Waterloo und pomphafte Aufzüge zu sehen.“

Mit Wonne weilt er 1862 in Biarritz, der sternentklaren Nächte und des brausenden Meeres sich erfreuend. — Wie das Meer, so zieht sein deutsches Herz der deutsche Wald an.

Von Frankfurt aus schreibt er an seine Mutter, als er von einem „langen bummeligen Waldspaziergange“ heimgekehrt ist:

„Ich fand so hübsche, einsame Steige, ganz schmal zwischen den ausgrünenden Hasel- und Dornsträuchern, wo man nur die Drossel und die Weiße hörte, und ganz fern die Glocke der von mir geschwänzten Kirche, daß ich gar nicht wieder nach Hause finden konnte.“

Den vollen Zauber des Waldes genoß er aber erst in Friedrichsrub. Stundenlang kann er an seiner Schönheit sich erlaben, „im Wagen und auf Brücken lungern und ins Grüne stieren ohne Gedanken und ohne Vangeweile.“ Und wer ihn in Friedrichsrub besuchte zur Sommerszeit, dem pries er den Frieden des Land- und Walblebens, wie im April 1894:

„Ich bin hier im Walde lange nicht so einsam, wie oft in den vorhergehenden 30 Jahren. Man ist immer am einsamsten in großen Städten, am Hofe, im Parlamente, unter seinen Kollegen; dort fühlt man sich mitunter wie unter Larven die einzig fühlende Brust. Aber im Walde fühle ich mich niemals einsam; das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Ich weiß nicht, ob Sie in ihrem Leben so viele Förster kennen gelernt haben wie ich; aber ich habe vorwiegend zufriedene Förster gekannt. Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas Befriedigendes haben, und die amtliche Tätigkeit eines Ministers muß andere Wirkungen haben, denn ich habe nie einen zufriedenen Kollegen gekannt, ebenso wenig einen zufriedenen Parlamentarier, und ich habe früher, als ich noch im Amte war, immer davon geträumt, daß Gott mir nachher noch ein Jahrzehnt lassen möchte, um meinen Neigungen in Land- und Walbleben wieder nachzugehen.“

Und nun ruht der müde Wanderer aus von all den Mühen seines Erdenwallens nicht inmitten von gradlinigen Steinhäufen, sondern inmitten der Baumriesen, die den alten Rieken so oftmals grüßten mit ihrem Grünen und Blätterrauschen und Sturmesbrausen. Wahrlich kein schönerer Dom als der Waldesdom kann über diesem kernig deutschen Manne sich dehnen, der in edler Bescheidenheit nur von sich rühmte, „seinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche zu dauernder Erinnerung eingeschnitten zu haben.“

Weite Reisen haben Bismarck durch das ganze deutsche Land, aber auch nach Spanien, Holland, Belgien, Frankreich, Norwegen, Rußland, Dänemark, Ungarn u. s. w. geführt. „Es ist doch ein schönes Stück Erde am Rhein“, schreibt er von Frankfurt und berichtet von einem herrlichen Bade, das er vom Rachen aus, mitten im Rhein bei Mondenschein genommen. — „Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, nur den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören; ich möchte alle Abend so schwimmen.“

Von meisterlicher Anschaulichkeit sind die Bilder, die er von Land und Leuten, sei es in Moskau oder Amsterdam oder Kopenhagen oder Pest entwirft. — Wir sehen: die Natur, und zwar

nicht nur die Land- und Walddidylle, sondern auch der Berge und des Meeres Romantik war der Nährboden, aus dem der deutsche Held immer wieder Kraft und Lebensmut und Tatendrang zog. Ward er von Amtssärgen und Überanstrengung und Krankheit niedergeworfen: die Berührung mit der Allmutter Natur gab ihm immer wieder die stählende Kraft. — So weilte er nach dem 66er Feldzuge in dem Badeorte Putbus auf Rügen und fand in der würzigen See- und Waldduft der herrlichen Insel Erholung von Krankheit und Nervenabspannung. So flüchtete er später oft nach Varzin und Friedrichsruh.

Ein echt germanischer Zug in seinem Charakterbilde und in seiner Lebensauffassung ist auch die tiefe Liebe zu den Tieren, besonders zu den Vögeln des Waldes, zu seinen Pferden und Hunden. Nur mit Mühe ward er z. B. 1877 von dem sterbenden Lieblingshunde „Sultan“ durch seinen Sohn hinweggeleitet, und als er tot war, sagte er:

„Unsere alten deutschen Vorfäter hatten eine freundliche Religion, sie glaubten, sie würden nach dem Tode, in den himmlischen Jagdgründen alle die guten Hunde wieder antreffen, die ihre treuen Gefährten im Leben gewesen. Ich wünschte, ich könnte das auch glauben.“

Das tiefe und zarte Kinder-Gemüt, das er seinem Gotte und der Natur und den Tieren gegenüber bekundet, das tritt auch leuchtend hervor in seiner Liebe zur Häuslichkeit, zu Weib und Kind, zum heimischen Boden, zum Vaterlande. Der als der „tolle Bismarck“ jahrelang verschrieene Junker, dessen Antrag um die Hand der Tochter dem Herrn von Puttkamer eine Gänsehaut verursachte, ward durch die Liebe gezähmt und so der zarteste Bräutigam, der unerschöpflich in liebenden Namen und in herzlichen Wendungen ist. Englische, französische, italienische und deutsche Gedichte bilden vielfach den Schluß der Briefe; man spürt, es ist das Herz, das da plaudert, wenn er schreibt, und das den toten, öden Tintenbuchstaben nur als traurigen Notbehelf für das trauliche Gespräch ansieht, — denn dem „geschriebenen Wort ist es nicht anzusehen, ob die Tinte, als sie naß war, ein neckendes Auge oder die Falten bekümmerten Ernstes gespiegelt hat.“ Wie die Liebe seine alte Heimat ihm vergoldet, zeigt ein Brief des glücklichen Bräutigams:

„Beim Einfahren in das Dorf fühlte ich wohl nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimat zu haben und eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerung und Liebe verwachsen ist. Die Sonne schien hell auf die stattlichen

Bauernhöfe, und ihre wohlhabigen Bewohner mit den langen Röcken und die bunten Weiber mit den kurzen grüßten mich noch viel freundlicher als gewöhnlich; auf jedem Gesicht schien ein Glückwunsch zu liegen, der in mir stets zu einem Dank gegen Dich wurde. Vellins dieser Graukopf lächelte rund herum, und der alten ehrlichen Seele liefen die Tränen herunter, wie er mir väterlich auf die Schulter klopfte und seine Zufriedenheit ausdrückte; seine Frau weinte natürlich aufs heftigste; selbst Odin war ausgelassener wie sonst, und seine Pfote auf meinem Rocktragen bewies unwiderleglich, daß Tauwetter sei.“

In der Trennung schafft die Sorge trübe Phantasiebilder; der einsame Gatte fühlt sich in dem „vagabundierenden Leben“ und in dem „Troubel“, der ihn umgibt, voll Unruhe und Herzensplage; jeder Brief ist ein Momentbild von plastischer Schärfe.

Hört er von Krankheit der Kinder und bleibt er länger, als die Ungeduld es vertragen kann, ohne Nachricht, so füllt peinvolle Ahnung seine Tage und Nächte: „Es gibt nichts Schreckliches, was ich nicht schon im Geiste durchlebt hätte in diesen Tagen.“ Voll inniger Dankbarkeit gegen eine gnädige Vorsehung hat Bismarck es) als sein Schönstes gepriesen, daß er in seinem Hause vor schwerem Kummer bewahrt geblieben, daß er kein Kind verloren und in glücklicher Ehe gelebt habe. Es ist dasselbe, was Goethe sagt: „Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist.“

Und wenn Bismarck einmal betonte: „Das Verwachsen mit der Scholle ist ein Grundzug deutschen Charakters und eine Wurzel seiner Kraft“, so hat er damit zugleich die Triebfeder alles seines Handelns und seiner politischen Lebensanschauung gekennzeichnet. — Bismarck wurzelt in echt preußischer Art. Hier sind die Keime seines Wollens und seiner Größe; er war durch und durch ein Niederdeutscher, vom Kopf zur Zehe ein Preuße, darnach gestaltete er sein Leben, darnach formte er die Welt.

Freilich behagte das Bureaukratentum dem jungen Muskultator in Berlin, Aachen und Potsdam wenig, und er rettete sich vor ihm auf seine Güter. Doch in dem Jahrzehnt 1838—48, das eine Gärung seiner Natur brachte, in dem er lange vergebens nach innerem Frieden rang, bald in Spinoza, bald in Byron sich vertiefend, begannen die ungenutzten Kräfte immer ungestümer ihr Recht zu fordern. Der Vereinigte Landtag und die Stürme der Revolution führten ihn auf das Feld, zu dem er berufen war. Und was er seinen Wahlmännern in Rathenow 1849 zurief, das blieb ihm Nichtschmerz:

„Wenn Sie einen Vertreter in der Kammer wünschen, der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen, vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volke wieder fester zu knüpfen . . . dann richten Sie ihr Auge auf mich . . .“

In diesem rastlosen Dienste für das Vaterland durchlief Bismarcks politische Weltanschauung mannigfache Wandlungen. Mit dem ganzen Ungestüm seiner leidenschaftlichen Seele warf er sich entgegen den Umsturzbewegungen, und seine Waffen waren Christentum, Königstreue und preußisches Staatsrecht. Der Junker, der christlich-konservative Aristokrat, war in ihm lebendig. Er ward ein Begründer der Kreuzzeitung, ein Freund der Gerlachs. Aber freilich über diese von vornherein weit überragend durch den Sinn für alles Praktisch-Greifbare.

Die Frankfurter Jahre (1851—54) stellten dem klaren Blick immer deutlicher das Ziel vor Augen: Preußen aus dem Dienstjoch Österreichs zu lösen und über die Mittelstaaten zu erheben, in freie Großmachtsstellung, wie es dem Staate Friedrichs entsprach. Schwer litt er in der Zeit der Reaktion; wie verbannt fühlte er sich in Petersburg 59—62; er sammelte alle seine Kräfte, und dann brachte das Jahr 62 die Erfüllung, das Minister-Präsidium. Er stand, ein 47 jähriger, auf der Höhe, wo er die ganze wunderbare Kraft seiner Persönlichkeit entfalten konnte. Ihm gebührt schon für jene Konfliktsjahre der Ruhm, mit seinem Könige und mit Ruon Preußen gerettet zu haben durch die Beharrlichkeit einer budgetlosen Regierung, durch die Heeresreorganisation. Und wie er dann, auch unter Widerstreben seines Königs und Herrn, Preußen in die Lösung der deutschen Frage drängte, wie er die Befreiung der Nordmarken durchsetzte und aus dem Zusammenwirken von Österreich und Preußen den Gegensatz hervorgehen ließ, wie er dann Norddeutschland einigte und mit Österreich und den Südstaaten sich wieder verständigte: das sind Wundertaten des diplomatischen Genies. Aber das Preußentum in ihm weitete sich immer mehr zum Deutschtum. Preußen war zur führenden Macht im Norden geworden; nun galt es, ein ganzes, einiges deutsches Reich zu schaffen. Bismarck nahm die Träume aller edlen Deutschen der vergangenen Jahrzehnte in sich auf, aber nicht als Träumer, sondern als Mann der Tat. Innere Notwendigkeit war die Abrechnung zwischen dem eifersüchtigen Frankreich und dem immer mächtigeren Preußen. Wie Bismarck es dahin brachte, ist in allen

Einzelheiten noch nicht ganz aufgeklärt, aber der Erfolg gab ihm recht. Doch trotz aller Siege der Waffen hatte er selbst unablässig zu kämpfen und zu ringen, bald mit der royalistischen Abneigung seines greisen Königs, bald mit dem Partikularismus der südlichen Staaten — und es ist eine tragische Ironie, daß in der großen Stunde von Versailles der Begründer des deutschen Reiches von dem, der durch ihn die Krone erhalten, keines Grußes, keines Dankes gewürdigt ward.

Mit den neuen, großen Aufgaben traten neue, große Kämpfe an den Gewaltigen heran; es galt, das Reich auszubauen, im Innern zu festigen. Wie Bismarck dies getan, oft im heißen Streite mit früheren Parteifreunden oder mit Hofintriguen, wie er immer neue Aufgaben, sei es Steuerreform oder Schutz Zoll oder die soziale Frage, aufwarf und in riesenhafter Arbeit bewältigte, wie er nach außen hin Triumphe der Staatsweisheit feierte, vor allem in der Gewinnung des einst unterworfenen Österreich, in der Gründung des Dreibundes, wie da die höchste Kunst des Maßhaltens und der Voraussicht und des Abwartens ihre Früchte trug, das bedarf nur flüchtiger Erinnerung.

Bismarck wuchs in seiner elementaren Größe zum Heros des Deutschtums empor. Und so wird er leuchtend durch die Jahrhunderte gehen. Mit ihm erwuchs nicht nur eine neue deutsche Staatenform, sondern auch eine neue Welt- und Lebensanschauung: die des Wirklichkeitssinnes und des Tatendranges. Wie diese in Bismarck selbst sich zur höchsten Kraft entwickelt hatte, so warf sie auch ihren Widerschein in die Zeit und machte sie sich untertan. Aber wenn die Erfolge von 70 die bösen Jahre des Gründer= schwindels heraufführten, wenn der Milliardenfegen zum Fluche wurde, nicht Bismarck trug daran die Schuld. Seine Größe vereinigte in sich, wie bei Goethe, die Gegensätze des Realismus und des Idealismus; bei Goethe führte ihre Versöhnung zur Betrachtung, bei Bismarck zur Tat. Aber wir haben doch auch wundervolle Reflexionen in seinen Briefen und Ansprachen, die davon zeugen, daß die Einsicht in die inneren Zusammenhänge der Dinge, in die treibenden Kräfte ebenso scharf und klar gewesen wie die Erfassung des Besonderen und die Ausbeutung der Wirklichkeiten. Wohl sagt er: „Mit Ideen kann man nicht schießen!“ Es müssen eben die Ideale in nationale Forderungen umgesetzt werden und zur nationalen Tat führen. Ein Genie wie Bismarck erfasste die Welt und das Leben nicht bloß mit dem klaren, scharfen Verstande und

dem tatkräftigen, rückhaltlosen Willen, sondern auch mit warmem, tiefem Herzen, mit nachdenklichem Gemüt und mit lebendiger Phantasie. Nicht nur der Knabe der Plamannschen Schule baute sich Luftschlösser und träumte von der bunten Erde mit ihren Wäldern und Burgen und dem blauen Duft der Berge, die jenseits des Gartenzauns er ahnte, sondern die Phantasie fordert wie beim Dichter, so auch bei dem Gelehrten ja auch bei dem Staatsmann ihr Recht; sie drängte auch Bismarck in schöpferischem Erfinden immer neue Bilder und Gestaltungen vor die Seele, die der Vollendung harreten.

Dichtung und Musik haben allezeit einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Unendlich viel hat er gelesen; in den Briefen an die Braut werden Lenau, Moore, Byron und viele andere citiert. Immer mehr neigt er der ernstesten, schmerzlich bewegten Dichtung zu und freut sich, wie auch die Geliebte an traurigen Dichtungen, z. B. Lenaus, Gefallen findet; er sieht darin nicht eine Umwandlung ihrer ehemals heiteren Stimmung, auch nicht einen Widerspruch mit der Gesundheit ihres Herzens, sondern einen Fortschritt der Empfänglichkeit und des Verständnisses für Poesie. Er schreibt in einem der schönsten Briefe:

„Tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Glends und Jammers und in der unklaren, aber mächtigen Sehnsucht nach besseren, edlern Zuständen, liegt es wohl, daß, bei nicht ganz leichtfertigen, oberflächlichen Menschen das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anlang findet, als eine Verührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben! Jeder an Verstand und Herz gebildete Mensch wird von allem, was Trauerspiel in Bühne und Wirklichkeit ist, auf eine Weise ergriffen und bewegt, die das Idyllen- und Lustspiel-artige, in der vollkommensten Form nie erreichen kann. Auf dem Boden der Heiterkeit (im höheren Sinne) und Zufriedenheit erhaben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltenen bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt. Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden. Wenn Dein Sinn für die Poesie des Herbstes, des Reifs in der Maiennacht, und alles dessen, was im Menschen dahin gehört, empfänglicher geworden ist, so beweist das nur, daß Du nicht mehr zwölfjährig bist. Über die Kinder, äußere und

innere, wie über die kleinen Bäume im Walde, geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschichte hinein, und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen.“

Damit stimmt es auch überein, daß Bismarck aufgeregte, leidenschaftliche Musik liebte, daß er ruhige, heitere Musik „vormärzlich“ nannte; eine Löwennatur, wie die Beethovens, war ihm sympathisch, kongenial. Vom letzten Satz der F-moll-Sonate sagte er: „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens.“ Nächst Beethoven liebte er Schubert; an Chopin mehr die Leidenschaftlichen als die träumerischen Stücke; von einem feurigen Satz eines Neueren meinte er: „Diese Musik gibt mir das Bild eines Cromwellschen Reiters, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht sprengt und denkt: Jetzt muß gestorben sein!“ —

Die Macht des Liedes, des deutschen Liedes, ebenso wie die der deutschen Wissenschaft und der deutschen Literatur in ihrer Pflege des nationalen Einigungsgedankens, in der Schürung des unter der Asche glimmenden Funkens hat Bismarck oft hervorgehoben; er nennt deutsche Kunst und Wissenschaft die Basen, auf denen das sittliche Leben beruht, das geistige Band, das sich schon lange um die Herzen schlang, ehe die Stämme selbst zu einem Ganzen sich zusammenschlossen; von ihnen hofft er, daß sie auch der Fels bleiben, auf dem die gegenseitigen Beziehungen zwischen Nord und Süd ruhen sollen. Am schönsten sagte er diese Gedanken in der Ansprache an den Barmer Gesangverein 1893 zusammen:

„Dankbar bin ich der Musik, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen; ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Wenige der Herren dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Beckersche Rheinlied erzielte. Damals war dieses Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung, die meist noch partikularistisch war, aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeekorps mehr am Rheine stehen hätten, als es tatsächlich der Fall war. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein“. Wie manchem Soldaten hat die Anstimmung dieses Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel vor dem Feinde eine wahre Herzensstärkung gewährt, und das Herz und dessen Stimmung ist ja alles im Gefechte. Die Kop fzah lziffern machen es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben.“

Die Imponderabilien, die Bismarck — dieser nächst Napoleon wohl größte Mann der Tat im verfloffenen Jahrhundert — in

ihrer Wirkung ungeschmälert wissen will, sind die ewigen idealen Güter der Menschheit, sind Religion, Naturliebe, Kunst, Wissenschaft; es sind die Güter und Tugenden, welche nicht bloß den rechnenden Verstand beschäftigen, sondern auch das Herz. Wäre in Bismarck nicht so viel Glaube, nicht nur an die eigene Kraft und die Zukunft seines deutschen Vaterlandes, sondern auch an eine gütig waltende Vorsehung gewesen, wäre nicht unauslöschlich die Hoffnung auf Erreichung der höchsten Ziele in seiner Seele gewesen, wäre er nicht erfüllt gewesen von so heißer Liebe zu seinem Könige und Herrn, zu seinem Preußen, zu seinem Deutschland — er hätte nimmer sein Werk vollbracht. Er, der große Rechner der Wirklichkeiten und Tatsachen, er, der nüchterne, kühl überlegende Mann der Tat, schätzte nicht minder das Unwägbare, das im Charakter geheimnisvoll Treibende, kurz die idealen Mächte. —

Man hat sein Leben — ebenso wie das Goethes — ungewöhnlich glücklich genannt, und es ist vielleicht keinem Sterblichen mehr gehuldigt worden als ihm, der in raschem Siegeslaufe zur höchsten Stellung nicht nur im Staate seines Monarchen, sondern im Ansehen der gesamten Welt sich empor schwang. Aber — ebenso wie Goethe — hat er selbst die Tage reinen Behagens auf eine kurze Spanne Zeit berechnet. Wie löst sich der Widerspruch in der Auffassung der Menge und derjenigen ihres glücklich gepriesenen Helden? War es die unablässige Sorge und Mühe und Arbeit, war es das Brechen unablässiger Widerstände, der Kampf wider Unvernunft und Haß und Neid, wider alle die kleinen und tückischen Teufel der Mißgunst und Selbstsucht?

Wie löst also — fragen wir kurz — Bismarck das Lebensproblem d. h. wie faßt er des Lebens Wert, des Lebens Forderung, des Lebens Glück?

Man wäre versucht, aus manchen Äußerungen früherer und auch späterer Zeit seines Lebens zu schließen, daß ihm das arkadische Glück des Landwirtes am höchsten erschienen. 1847 schreibt er:

„Daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und selbst Minister zu sein, daß es mir ebenso respektabel erscheint, Korn zu bauen als Verfügungen zu schreiben, daß mein Ehrgeiz mehr darnach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen; das sind facta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß, indessen dem ist so.“

Zu aller Zeit hat er ferner bitter geklagt über die politischen Scherereien, über die jämmerlichsten persönlichen Eitelkeiten und Intriguen, sodaß ihm immer wieder „durch alle politischen, bösen

Wetter hindurch ein unabhängiges Familienleben auf dem Lande schwebt“; wohl ist es ihm, als ob er Gott, den Seinen und sich selbst fremd werde, als ob kein Ton, der einem gefallen möchte, noch auf der verstimmten Seelen-Klavatur sich finde, als ob dem Leben, das er führe, das sonntägliche Element fehle; denn er verlangt einen Tropfen Himmelsruhe für das fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf den Amboß menschlichen Unverständes hämmern. So nennt er die Politik ein undankbares Geschäft, beruhend auf Vermutungen und Zufällen. — Auch sagt er früh: „Der Mensch sucht vergeblich sein Glück, so lange er es außer sich sucht. Er weiß, daß des Glückes Feinde im eigenen Innern wohnen, sodaß Mißtrauen, die bitterste schrecklichste Qual, nichts anderes ist als der Zweifel, die erste Saat alles Bösen, angewandt auf den Verkehr der Menschen untereinander, die Quelle fast jeder Bitterkeit und Feindschaft. Er kämpft in sich grundsätzlich gegen jede düstere Ansicht der Zukunft, weil er weiß:

„Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Konsumtion von Kummer und Sorge haben, je nach der Konstitution, und bleiben die reellen aus, so muß die Phantasie welche schaffen; kann sie das nicht, so grämt man sich aus Welt-schmerz, aus allgemeiner, unverständener Weinerlichkeit.“

Er nennt ein sentimentales Gedicht geradezu ein feiges Gedicht und hält ihm entgegen den Vers des Reiterliedes:

„Und seget ihr nicht das Leben ein,
Wie wird euch das Leben gewonnen sein,“

und erläutert es in seiner Weise also:

„In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig.“

So war denn der Lebensnerv dieser glühenden Seele nicht idyllischer Friede, sondern Tätigkeit, Kampf. „Die Arbeit ist das, wozu uns Gott angewiesen hat.“ Das ist bestimmend für ihn. „Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun. Ohne Kampf kein Leben, ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern.“

So vergleicht er gern das Leben mit einer Seefahrt; „wohl kann der Mensch den Strom der Zeit nicht schaffen und lenken;

er kann nur darauf fahren und steuern, und es kommt auf Erfahrung und Geschick an, ob er Schiffbruch leidet und strandet oder in einen guten Hafen kommt.“ — Wer Bismarcks Gedanken und Erinnerungen gelesen hat, der weiß, wie heiß er mit sich und mit anderen gerungen hat, aber wie er doch sich immer wieder aufrichtete, auch wenn das starke Herz in Weinkrampf und Nervenzusammenbruch erbehte. Unbeugsam war sein Mut, und mochten auch sein König und dessen Feldherrenstab oder eine höfische Koterie wider ihn stehen, oder mochte eine Welt von Feinden sich ihm entgegenstellen.

Er ward des Lebens und der Menschen Herr, weil er das Leben in seinen Tiefen durchschaute und die Menschen in ihrer Enge. Wie Gott will — sagt er — es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wassermassen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Fuß eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt? — Auf das feinste durchschaut er die Unterschiede der Völkercharaktere: die Slaven mit ihren schier weiblichen Vorzügen der Grazie, der Klugheit, Schlaueit, Geschicklichkeit, und die Germanen, von Haus aus stärker, männlicher, oft plump und ungeschickt, aber das schwere Gewicht liegt auf ihrer Seite.

Er weiß, was seine biederen Deutschen auszeichnet und was ihnen fehlt; er weiß den Kleinstädter zu begreifen in seiner Langsamkeit und Schwerfälligkeit — denn es ist eine alte deutsche Neigung zu warten, daß andere das machen möchten, wobei man selbst Hand anlegen sollte — er weiß, andere Völker sind fügsamer, gehen besser ins Duzend; er würdigt den deutschen Idealismus und die Verschiedenartigkeit der Stämme; ohne Poesie und Romantik, zentralisiert, würde der Deutsche zum Franzosen herabsinken, es sei erfreulich, daß die Bildungsstätten in Deutschland nicht wie in manchen zentralisierten Ländern in einer Stadt vereinigt seien. Aber er kennt auch den uralten Krebschaden der Uneinigkeit, und sein ganzer Stolz war es, daß alle Volksstämme mit deutschen Armes Kraft mit auf den Amboss zugeschlagen haben, auf dem die Einheit geschmiedet ward; mit um so zornigerem Eifer hat er den engherzigen und eifersüchtigen Fraktionsgeist gezeißelt, der sein Werk immer wieder gefährdete. Ihm war immer der Gemeingeist, das Nationalgefühl unter den Imponderabilien das Wertvollste — „es ist ja

nicht wägbare und kein materielles, man kann davon nicht essen und trinken, es auch nicht in Geldwert umsetzen; aber wie hoch wir es halten, das zeigt die Stimmung der ganzen Nation. Süben und drüben hat man die Empfindung: die Nation, der wir entstammen, besteht aus ebenso tüchtigen Kerls wie wir sind!“ So wertet er in ihrer Eigenart ebenso treffend die Westfalen: „Im Lande sitzt Eisen, und auf dem Lande wohnen Männer; ihre kriegerische Tüchtigkeit ist immer unbezweifeltes gewesen als die feierliche Liebenswürdigkeit!“ oder die Thüringer, unter denen der Einheitsgedanke früh Wurzeln geschlagen mit der Begründung der deutschen Burschenschaft; gerne kommt er auf die Wartburg, auf die thüringischen Fürsten, auf Luther zu sprechen, dessen Bibelübersetzung der erste Anfang einer Einigung unserer Schriftsprache gewesen. Mag er zu den Ostfriesen, Schleswig-Holsteinern, Rheinländern usw. reden, immer weiß er aus dem Born der reichen Lebenserfahrung und geschichtlichen Welterkenntnis zu schöpfen; aber auch jedem Stande, ob es nun der Wehr-, oder Nähr- oder Lehrstand ist, paßt er sich an; in das Wesen jeden Berufes dringt er ein, oft mit köstlichem Humor. So sagte er zu Vertretern der Industrie betreffs der Erhaltung des Friedens in einem Bilde, das der Böttcherzunft entspricht: „Wenn auch hier und da ein Reifen an dem Fasse springt, so ist es wie bisher doch immer noch gelungen, einen neuen anzulegen,“ oder zu Schweizern, wohl im Hinblick auf den Stier von Uri, über die Rivalität Preußens und Oesterreichs: „Nicht wahr meine Herren, zwei Stiere in einer Herde, das geht nicht, da muß gerauft werden.“ Oder einem Ziegler- und Kalkbrennerverein stellte er sich als Kollegen und Mitarbeiter vor und fügte witzig hinzu, wenn es einem gut gehe, baue man neue Häuser, und so sei ihm das Zieglergewerbe immer ein Barometer gewesen für den Wohlstand aller anderen Industrien. —

Wie er in seinen politischen Reden die verblüffendste Offenherzigkeit und Klarheit und eine Sprachgewalt, die einzig ist, an den Tag legte und dabei Hunderte von scharfsinnigen, humorvollen bonmots prägte, die zu geflügelten Worten geworden, so verraten selbst die Ansprachen aus den letzten Jahren seines Lebens die gleiche erstaunliche Kraft und Fülle des Ausdrucks, die von jeder Phrase frei ist, weil sie auf gesundem Urteil und echtem Empfinden beruht. — So fand Bismarck für jeden, der zu ihm kam, das rechte Wort; seiner großen Seele war nichts aus Welt und Leben der

Menschen fremd; in den Beruf und Gedankenkreis eines jeden versetzte er sich in mitfühlendem, herzlichstem Interesse hinein und entdeckte stets das Wesentliche in dessen Tun und Treiben. Mit wahrhaft goldenen Worten tiefsten Verständnisses hat er 1894 vor den Lehrern und Schülern des Lüneburger Seminars den schweren und verantwortungsvollen, aber doch auch herrlichen Lehrberuf geschildert. Da sagte er, dem Lehrer stehe die Schulzucht und die Rechtspflege zu, aber er solle nicht vergessen, auch das „Königliche Recht“ der Begnadigung. „Vergessen Sie nie, daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn die Kinder unter sich allein sind oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurteilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwidern finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen, die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hilflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte. Gerade in dieser Überlegenheit liegt für ein edel denkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom, und seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen, eine Überwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Beruf!“

So umgldet klares Verständnis und hellleuchtender gemütvoller Humor dem großen Manne die Welt und ihr Treiben, das

Leben in allen seinen mannigfachen Erscheinungen. Aber das schließt nicht aus, daß selten ein Großer so leidenschaftlich gezürnt und gehaßt hat, wie er. Er war der rücksichtsvollste Gatte und Vater und Gesellschafter, aber er wußte auch, wie Storm sagt: „Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht, doch zu Zeiten sind erfrischend wie Gewitter gold'ne Rücksichtslosigkeiten.“ Er wußte, daß wer Freunde hat, auch Feinde haben muß; er hielt es für das ganze Räderwerk der Staatsmaschine nützlich, wenn er sich mitunter ärgere; das gibt stärkeren Dampf in die Maschine. Er lächelt bitter über die Phrasenhelden oder läßt sich mit kaustischem Humor also aus:

„Die Deutschen haben alle nicht genug zu tun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt.“

Freilich ward es ihm doch oft schwer, die „Vursichtigkeit“ zu behaupten, sodaß er sagen konnte: das ist mir gleichgültig, das ist Staub, den die Bürste abwischt; es ward ihm doch oft der Kopf warm und die Galle bitter bei all den Angriffen, Anfeindungen, Bosheiten und Verkennungen; und selten haben wohl so viele Dohlen einen Kirchturmknopf umschrien, wie Väterer und Rörgler diesen bestgehaßten deutschen Mann. Alles Überragende weckt eben Widerstand, Eifersucht, Neid, Haß, denn es gehört schon eine edle Natur dazu, um das Goethische Wort wahr zu machen: Dem Vorzüglichen gegenüber gibt es nur eine Rettung: die Liebe.

Und jetzt, da der Mund auf ewig geschlossen ist, der seine Feinde niederjudonnern verstand, da das Auge erloschen ist, das Blicke des Jornes zu schleudern vermochte, da der Rette zur ewigen Ruhe gebettet ist im Sachsenwalde, sollte es nicht Zeit sein, daß alle Deutschen sich sammelten in der Liebe zu diesem Einzigen, Großen? Könnte er nicht auch in seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung ein Erzieher seines Volkes sein? In seiner Weltanschauung, die einem mächtigen Bau von gewaltiger Einheitlichkeit zu vergleichen ist, in dem die Grund-Quadern gebildet werden von der kraftvollen Erfassung der Wirklichkeit, der scharfsinnigsten Berechnung der gegebenen Verhältnisse und der Forderungen des Tages, und dessen Säulen, die das zum Himmel ragende Dach tragen, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Heimat- und Natursinn, Menschenkenntnis und Menschenliebe und Humor bedeuten?

Diese Weltanschauung zeigt die innerste Verschmelzung des Wirklichkeitssinnes, dem das Kleine klein und das Große groß ist, und jenes Ewigkeitssinnes, der die Imponderabilien, die Ideale, nicht aus dem Auge verliert. Ich wüßte nicht, was den Führern der Nation mehr not täte als die Verbindung von brausender Kraft, von Tiefe und Weichheit des Herzens, von Großartigkeit des Verstandes und des Willens, wie wir sie bei Bismarck finden. — Ist er aber ein geistiger Führer seines Volks geworden? Wer wollte dies bejahen in unseren Tagen, wo die realen, d. h. rein materiellen Werte herrschen, allüberall die Imponderabilien in der Schätzung zurückgedrängt werden, und wo die Stürmer und Dränger in Literatur und Kunst auf Nietzsche schwören? Größere Gegensätze aber lassen sich nicht denken: Nietzsche, der trotz aller Begeisterung für Kraft und Macht neurasthenische, weiche, ästhetische Stimmungsmensch, der mit seinem Immoralismus sich zum Übermenschen hinaufzuschrauben suchte, und Bismarck, dieser geborene Herrenmensch, der nicht bloß den Willen zur Macht, sondern auch die Macht zum Wollen und zur Tat und zugleich das tiefe sittliche Gefühl der Pflicht und der Verantwortung besaß! Nietzsche, in dem der Künstler, der phantastische Dichter immer wieder das logische und philosophische Denken zurückdrängt, und Bismarck, dessen ganze Persönlichkeit in den Naturtiefen ihres Seins darum so machtvoll ist, weil die Geisteskräfte, Verstand und Gemüt, Urteil und Phantasie und Wille, eine so geniale Ausgeglichenheit verraten! Nietzsche, ein Meister des glänzenden Schlagwortes und der prunkenden Phrase, und Bismarck, der auch darin so echt deutsch war, daß er alles Gemachte haßte und nur das Echte, Schlichte, Aufrichtige liebte.

Nein! Nicht Nietzsche soll unser Führer sein mit seinen geistvollen Aphorismen, die als Irrelichter uns in den Sumpf des weichlichen Selbstgenußes locken, sondern Bismarck in seiner freien deutschen, hoheitsvollen Männlichkeit, in seinem Weitblick, seiner Klarheit und Wahrheit.

In der Zeit der Ernte, wo in Nord-Deutschland der Weizen geschnitten wird, da sank unter der unentrinnbaren Sichel des Mähers Tod auch diese volle, reife Menschenähre dahin. Vier Jahre sind verflossen seit Bismarcks Tode. Uns will es wohl scheinen, als sei er schon lange, lange von uns geschieden, denn unsere Zeit lebt rasch, und die Sehnsucht und Trauer verdoppeln die Zeit des Verlustes.

Wo hoch des Sachsenwaldes Wipfel ragen,
 Da steht ein Grabmal schlicht aus Stein und Erz;
 Von Freundeshand hinausgetragen,
 Schläft dort ein deutscher Mann — ein deutsches Herz,
 Leis rauscht es um des Quaderbaues Mauern
 Wie Schwerterklang aus Deutschlands großer Zeit,
 Und wie der Sonnenglanz aus Wolkenschauern
 Umflammt das Grabmal die Unsterblichkeit.

Wir aber wollen sein Gedächtnis und sein Vermächtnis heilig halten, und wir wollen des zum äußeren Zeichen auch auf unseren Bergen hier die Flammenbrände der Bismarcksäule lodern lassen, auf daß sie leuchten weit ins Land hinein und zum Himmel empor.



Wir aber
halten, und wir
Bergen hier d
auf daß sie leu

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

A

T

2

3

寸

10

60

M

32

②

10

22

50 ;

3 Herz,

sit,

nächtis heilig
ch auf unseren
lodern lassen,
himmel empor.

